

(Nachdruck verboten.)

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

I.

Es war morgens fünf Uhr. An einem Fenster ihres Schlafzimmers in der großen, grauen Villa stand Frau Magda und spähte hinaus.

Die Nebel lagen faul auf dem kleinen Fluß, trocken schwerfällig über die abgemähnten Wiesen, hingen träg an den Bergen, die das enge Thal einschlossen.

Stumpf, verschlafen, grämlich sahen die Wolken zu. Die dicke, schwarze in der Mitte ganz besonders. Sie kannte die Gegend, sie wußte, wenn sie im Herbst hierher kam, was ihrer wartete.

Die Wolken kamen aus Frankreich. Da war es unruhig gewesen wie immer. Wie hatten die Winde sie dort durcheinander geworfen!

Von Frankreich gelangten sie an den Rhein. Die Wein-ernte begann gerade. Mit Böllerschüssen waren sie empfangen worden. Alle Menschen waren guter Dinge, Schiffe fuhrten, Lächer wehten. Hier war es ihnen wohl. Dicht saßen sie bei einander, so daß die Sonne noch reichlich Platz hatte, freundlich auf das fröhliche Treiben da unten hinabzuschädeln.

Am Rhein wollten sie bleiben. Sie sollten zwar nicht, aber sie wollten. Unruhe gab es hier ja auch, aber sie that niemandem weh, so wenig wie die Böllerschüsse. Sie hatte einen rein vergnügten Anstrich. Da ließ es sich gut sein.

Der Wind gönnte ihnen die angenehme Abwechslung und ließ sie eine Woche verschmausen. Dann aber wurde er ungeduldig. Sie müssen weiter, sagte er sich, und hub an zu blasen. Erst nur wenig und mit Nasen, nur nun sie an ihre Wanderpflicht zu erinnern, und daß ihnen das Fortgehen leichter würde.

Aber die Wolken stellten sich dumm. Sie beschauten ruhig weiter das lustige Treiben da unten an und auf dem Rhein.

Nun wurde der Wind ärgerlich und nahm den Mund ein wenig voller. Es half ihm immer noch nichts, die Wolken hielten sich nur fester an einander und rüdten nicht von der Stelle.

Da hört doch alles auf! dachte der Wind und hielt ganz erstaunt den Atem an. Wollen selbst die Wolken nicht mehr gehorchen, greift der Umsturz schon so weit?

Die dicke, schwarze in der Mitte, die schon gar manchmal diesen Weg gemacht hatte, wußte, was jetzt kommen würde. „Lieber in den Rhein als über den Rhein!“ sagte sie und begann kurz entschlossen ihr Wasser auszuschütten.

Da wurde der Wind wild und blies mit vollen Waden, daß die dicke, schwarze erschrocken einhielt und sich widerwillig gen Osten fortbewegte. Die andern folgten traurig hinterdrein. Aber noch gab sie den Kampf nicht auf. Da waren die Berge. Sie stemmte sich mit aller Macht dagegen. Sie wollte freiwillig nicht hinüber, und die andern auch nicht. Sie schaukelten wie Schiffe im Sturm.

Nun nahm der Wind alle Kraft zusammen, und mit einem mächtigen, minutenlangen Puffter hob er sie endlich wie auf starken Armen über die Höhen.

Alle drängten sich entsezt auf die Alte. Aber es war nichts mehr zu ändern. Langsam, sehr langsam ging sie weiter. Langsam, sehr langsam folgten die andern. Sie seufzte, denn sie sah schon von weitem das Thal mit den abgemähnten Wiesen, zwischen denen der kleine Fluß eilig davon lief, als schäme er sich, hier gesehen zu werden.

Seit acht Tagen hatten sie nun in diesem Thal. Schließlich waren sie müde geworden. Stumpf, verschlafen, grämlich sahen sie dem Nebel zu. Nur ein kleines, weißes Wölkchen wollte sich noch immer nicht finden. Von Zeit zu Zeit trat es ein wenig abseits und schnellte sich, so hoch es nur konnte, um über die Berge zu sehen. Da drüben ging's ja doch nach Berlin, und da sollte es so fidel sein. Das arme Kind wußte nicht, wie weit das noch war. Es machte zum erstenmal diese Reise.

Die Nebel wurden unruhiger. Sie witterten die aufgehende Sonne und waren noch nicht recht einig, ob sie sich vor ihr unten in die Erde oder in die grämlichen Wolken da oben verstecken sollten.

Als nun die ersten Strahlen der Sonne über die Berge kamen, die gelblich, zerfließend, wie durch Milchglas in die kalte, feuchte Luft schwammen, begannen sie doch, schon um der Verwandtschaft willen, bei den Wolken unterzutricchen. Die Erde, die sie jetzt ein wenig sehen konnten, war auch gar zu wenig verlockend, gar zu schmutzig.

Die junge Frau am Fenster fröstelte vor innerem und äußerem Unbehagen. Aber sie hielt an ihrem Platze aus. Sie wartete wieder einmal auf ihren Mann, dem das Eisenwerk gehörte, das rechts von ihr jenseits des Flüsschens im Dämmer lag.

Nicht aus Liebe wartete sie. Das war längst vorbei, trotzdem sie erst drei Jahre verheiratet waren, sondern weil sie es für ihre Pflicht hielt, bei der Hand zu sein, wenn der Heimkehrende vor Trunkenheit, wie schon so oft, das Schlüsselloch nicht finden konnte.

Sie trat einen Augenblick in das Zimmer zurück, um ein Tuch umzunehmen, da es ihr in dem leichten Nachtgewand zu kühl wurde.

Als sie wieder an den früheren Platz ging, waren in den Häusern ringsum einige Fenster hell geworden. Müde blinzelten die Lichter durch die alten Scheiben. Die Leute machten sich fertig, auf die Arbeit zu gehn.

„Mein Gott, er kommt immer noch nicht“, seufzte Frau Magda und zog sich einen Stuhl ans Fenster. Im Bett hatte sie nur doch keine Ruhe mehr, bis sie ihren Mann im Hause wußte.

Sie sah auf zu den Wolken. Die kamen von Westen, aus ihrer Heimat, vom Rhein. Dort hatte sie bis zu ihrer Verheiratung gelebt bei einem alten Onkel und seinen zwei blinden Schwestern. Die Eltern waren ihr früh weggestorben. Sie erinnerte sich ihrer so gut wie gar nicht.

Wie schön war es dort gewesen! Wenn das Haus ihrer Verwandten auch noch älter, stiller und gebrechlicher aussah, als diese selbst; ringsum gab es doch Sonne und Leben. Und wenn sie auch nie an diesem Leben teilnahm, so durfte sie ihm doch aus dem alten Hause zusehen und sich von weitem daran freuen. Sie verlangte ja nicht viel vom Leben. Hier aber, wo sie jetzt schon drei Jahre lebte, gab es überhaupt nichts zu sehen. Diese graue, neue Villa, wie nüchtern und nichtsagend war sie! Keine geheimen Winkel, keine gewundenen Gänge, alles rechteckig, geräumig und kalt wie die vielen Möbel, die noch vor Neuheit glänzten. Wie sehnte sie sich oft nach dem alten Haus. Nur in ihm sein dürfen, mehr verlangte sie gar nicht, und das war doch gewiß nicht zu viel verlangt.

Überall standen dort große, kupferbeschlagene, vom Alter dunkel gewordene Truhen. An allen Wänden hingen alte Bilder. Durch das ganze Haus ging ein leichter, ein bißchen wehnütiger Lavendelgeruch. Blasse, alte Tapeten sahen auf sie herab, altersgebleichte Teppiche ruhten auf allen Gängen, in allen Zimmern und dämpften jedes Geräusch. Nur wenig Licht, nicht mehr als unbedingt nötig war, drang am Tage in die Räume; und abends hingen überall altmodische Dellämpchen und warfen ihren Dämmerchein auf die Gänge, an die Wände. Dann saßen sie alle im gefädelten Wohnzimmer um den alten Tisch, auf dem eine langbeinige Lampe stand, die leise, ganz leise im Brennen vor sich hin sang und nicht mehr sehr viel Licht gab. Das war ja auch nicht nötig, denn die beiden Tanten sahen schon lange überhaupt nichts mehr, und der Onkel, ein pensionierter Offizier, arbeitete doch nichts. Er rauchte, die beiden blinden Damen und das Kind strickten. Leise sang die Lampe, leise klrten die Radeln.

Nur jeden Freitag gab es eine Abwechslung. Da kam nach Tisch ein alter Freund vom Onkel. Wenn sich die Thüre vor ihm öffnete, erhoben sich die blinden Damen von ihren hohen Lehnhühlen und machten einen tiefen Hofdiener. Hatte ihnen der alte Freund die alten, welken Hände geküßt, dann setzten sie sich alle wieder. Der Onkel aber schob den blanken Spieltisch näher, um Patience zu legen.

Sowie die bunte Porzellanuhr, auf der sich zwei Kokos-

figürchen gar zierlich in einer Schaukel wiegten, mit ihrem zarten Silberton zehn schlug, erhoben sie sich. Dieselben feierlichen Verbeugungen wurden gemacht, und dann ging man zu Bett.

Wie friedlich das gewesen war! Aber hier? Sie schauderte. Hier war es freilich auch still, aber still wie auf einem Kirchhof.

So wuchs sie heran. Auch die Schuljahre änderten ihr Leben nicht viel. Sie war so schüchtern und durch das Leben in dem stillen Hause selbst so still geworden, daß sie keine näheren Freundinnen fand.

Sie erhielt lange Kleider, und immer noch saß sie still bei den alten Leuten in dem alten Haus.

Auf Välle kam sie nicht. Das hätte auch keinen Zweck gehabt, da sie schon als Kind mit einem entfernten Vetter verlobt worden war. Ob ihr das paßte, danach wurde sie nie gefragt. Es war nicht Mode bei den alten Leuten.

Als sie siebzehn Jahre geworden, präsentierte sich der Bräutigam. Er war ein großer, schöner Mann, mit schwarzen Augen und schwarzem Schnurrbart. Am andern Tag reiste er wieder ab. Viel gesprochen hatten sie nicht mit einander. Sie war so schüchtern und er offenbar auch nicht sonderlich aufgelegt. Sie merkte wohl, daß er sie gar manchmal prüfend von der Seite angesehen und gerade nicht allzu freundlich. Aber sie verstand damals nicht weshalb. Jetzt wußte sie's freilich. Sie war ihm schon damals zu mager, zu zart gewesen. Er liebte nur das Strächtige und Verbe, auch bei Frauen.

Der Mund der jungen Frau bekam bittere Falten bei diesen Gedanken. Aber sie hatte ja Geld, und das brauchte er für das Eisenwerk. Das war für alle die Hauptsache.

Kurz nach ihrem achtzehnten Geburtstag war die Hochzeit.

Als sie an dem Tag aufgewacht, hatte sie erleichtert aufgemerkt. Zum erstenmal kam es ihr da recht zum Bewußtsein, wie sehr sie bisher in einem Käfig gefesselt und noch gar nicht gelebt hatte. Nun mußte das Leben kommen! Die Sonne funkelte schon so früh und fröhlich in ihr Zimmer, sie hörte die Dampfer auf dem Rhein. Sie sah ordentlich all die frohen Menschen, die sich da draußen in das Leben, in die Freude fahren ließen. Heute nachmittag würde sie auch auf so einem Dampfer hineinfahren in das Leben, in die Freude! Wie freute sie sich! Wie dankbar war sie dem, der ihr dazu verhalf! Alles wollte sie ihm zum Dank dafür thun!

Als er dann kam, war sie wieder so schüchtern und verlegen, daß sie nichts von ihrer Freude und Dankbarkeit zeigen konnte. Nur in den großen Augen, die so weit geöffnet waren, sehnte es sich und wartete und freute sich schon im Voraus.

Sie weigerte sich standhaft, ihm einen Kuß zu geben. Ihm war es schließlich auch so recht. Er lachte ein wenig laut und meinte, das würde er ihr schon bald abgewöhnen, dies zimperliche Gethue.

Als sie dann wirklich auf dem Dampfer saßen und er sie unten im Salon, wo niemand war, wieder küssen wollte, sprang sie weit von ihm fort und rief: „Nein, nein, noch keinen Kuß! Ich will noch keine Kinder, ich will leben, leben!“

Er hatte sie verständnislos angesehen und nur zwischen den Zähnen gemurmelt: „Warte nur!“

Frau Magda sprang auf und schritt erregt durchs Zimmer.

„Wie ist er mit mir umgegangen! Wie ein wildes Tier!“

Sie sank wieder in den Stuhl. Ein trocknes Schluchzen würgte ihre Kehle. Manchmal war sie drauf und dran, einfach fortzulaufen. Aber wohin? Sie hatte ja niemand mehr. Der Onkel und die beiden Blinden waren inzwischen gestorben. Und dann . . . ja, sie hatte Angst, sie war feig, sie war so fremd im Leben.

Magda stand auf und lauschte. Das Gartenthor war heftig zugeschlagen worden. Ob er endlich kam?

Sie hörte, wie jemand mit unsicheren Schritten durch den Garten ging. Mit angehaltenem Atem stand sie, die Hand unwillkürlich am Herzen, das wild pochte.

Ja, er war es, und mit viel Lärm versuchte er sich an der Hausthür.

Aber ohne Erfolg. Er begann zu schimpfen.

Sie ging schnell aus dem Zimmer die Treppe hinunter, ihm aufzumachen. Daß nur die Dienstmoten nichts merkten!

Da stand er, ein wenig schwankend, leicht an die Wand

gelehnt, den Hut tief in den Kopf, mit heißen Augen und Wangen.

Auf einmal aber sah er sie an. Sein Blick bekam etwas stehendes, um die vollen Lippen zuckte es brutal.

Frau Magda fuhr zurück. Dies Gesicht kannte sie nur zu gut.

Sie stoh ins Haus zurück, in ihr Zimmer, das sie hastig von innen zuriegelte. Hinter ihr her klang höhnisch das Lachen ihres Manns.

Schwerfällig tastete er sich in sein Schlafzimmer, das unten lag. Die Thür fiel schmetternd ins Schloß, und bald darauf schlugen die Stiefel laut auf den Boden.

Sie schüttelte sich. Ihr Mann kam von der Geburtstagsfeier des Landesherrn aus dem kleinen Städtchen, das eine Stunde vom Eisenwerk entfernt lag.

In diesem Städtchen gab es zwei Amtsrichter, zwei Aerzte, einen Apotheker, einen Oberförster, einen Chemiker, einen Realschuldirektor, zwei Gütenbesitzer, Vettern ihres Manns, und noch ein paar Honoratioren „niederer Art“. Jedes Jahr begingen sie auf diese Weise diesen Geburtstag.

Die junge Frau strich sich erregt über das bleiche Gesicht. Wie ekelte sie das ganze Treiben.

Düster schaute sie wieder zum Fenster hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Dorfkirchweih am Rhein,

in der Weingegend zwischen Speyer und Bingen schildert ein Mitarbeiter der „Frankf. Ztg.“ folgendermaßen:

Schon wochenlang vorher werden die Vorbereitungen zum prunkvollsten Fest des Jahres begonnen. Die Handwerksleute haben alle Hände voll zu thun. In keiner Zeit ist der Bauer so verschwenderisch wie vor und während einer Kirchweih. Gilt es doch, den geladenen Gästen zu zeigen, was das Haus vermag, was man sich leisten kann. Die Wohnräume vor allem müssen ein festliches Gepräge erhalten: Die Stubenböden werden neu geölt, die Wände frisch getüncht, Zimmer-, Küchen- und Kellergeräte ausgereinigt und durch neue ergänzt; die Betten werden „ausgebroschen“, die Strohsäcke mit frischem Stroh „gestopft“ und die „Pütle“ mit reiner Wäsche überzogen. Und kurz vor der „Kerb“ — wie wird da geschneuert und gepuht und gefest, zum Leidwesen aller Männer, die zur Mittags- und Abendzeit vergebens ein stilles Plätzchen suchen, wo sie ungestört Siesta halten oder das Kreisblättchen studieren können! Glücklicherweise gehen sie schnell vorüber, die schweren Tage der häuslichen Drangsal. Das große Kuchenbaden ist das letzte, was die Gebuld des Manns auf eine harte Probe stellt. Dann ist's zu Ende.

Ein schöner Sonntagmorgen graut. Die Sonne kämpft die düstern Herbstnebel nieder und bestrahlt ein glückliches Völkchen. Welch ein Rennen und Wandern der Menschen hebt nun an! Schneider und Schuster tragen behutsam die schneidigst erwarteten Kleidungsstücke zu ihren Kunden, Väter und Metzger versorgen die Küche mit frischer Ware, die Haarfürstler und Rasierer laufen von Haus zu Haus und üben ihre verschönernde Kunst. Dazwischen kommen die auswärtigen Gäste. Wagen auf Wagen rollt ins Dorf; schwere Bauernwagen sind es, von kräftigen Ackeräulen gezogen. Es mag eine recht unbehagliche Fahrt auf solch polterndem Geschirr sein; aber die Alten und Jungen darauf haben nicht acht auf die Unbequemlichkeit ihres Gefährts. Lachend und scherzend halten sie ihren Einzug. Gepuhte Kinder, die meistens ganz neu herausstaffiert sind, beleben die freien Plätze, wo die Karussell- und Wudensbesitzer die letzte ordnende Hand an den Aufbau ihrer Siebensachen legen.

Indessen ist die emsige Hausfrau mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt; der Bauer führt seine Gäste im Hause herum, in den Pferde- und Kuhstall, den Garten, in den Keller; denn er ist stolz auf seinen Reichtum und will, daß auch andre wissen, wie gut er's „machen“ kann. Zum Mittagessen ist bei weitem die Mehrzahl der Besucher eingetroffen. Die Gastgeberin hat sich nicht „lumpen“ lassen. Es muß schon ein in kulinarischen Genüssen sehr verwöhnter Gaumen sein, der nicht auf seine Rechnung käme.

Noch ist die Mahlzeit nicht ganz beendet, da länden auch schon schmetternde Trompetenklänge und dumpfe Paukenschläge das Herannahen der „Kerweibische“ an, die unter Vorantritt einer Musikkapelle das Dorf durchziehen, um die „Kerweibische“ zu suchen. Diese ist am Abend vorher von einem der Beteiligten in einer Wasserrinne oder hinter einem unbemagten Fensterladen versteckt worden und soll nun in sehr umständlicher Weise mit Benutzung von Landarten, Meldeereitern und dergleichen wie ein zu suchender Feind auskundschaftet werden. Bei dieser Gelegenheit wird in den größeren Bauernhöfen Einkehr gehalten, und eine Tanzweise aufgespielt. Zum Dank für die dargebrachte Ovation fählt sich der Hofbesitzer natürlich verpflichtet — und darum dreht sich ja hauptsächlich der ganze Aufzug — den voluminösen Weintrug der huldigenden Schaar mit dem edelsten Raß seines Kellers zu füllen und die durstigen Kehlen der Musikanten

noch extra zu laben. Endlich ist auch die gesüßte Kerwessflasche gefunden. Jubelnd wird sie mit einem Blumenstrauch gekrönt und einem Kranz umwunden und im Triumph auf einer Heugabel im Dorf herumgetragen. Nun drängt alles zum Ausbruch. Die hübschen Bauerndamen brennen vor Begierde, im tollen Wirbel des Tanzes sich zu drehen. Auf denn zur Kirchweih! Hinaus, auf die Musik!

Die Jahrmärktfreunden, die uns unterwegs von den Zucker- und Schaubuden und dem Karussell winken, überlassen wir jetzt den Kindern; für uns Erwachsene bekommen sie erst am Abend den nötigen Reiz. Wir folgen dem unwiderstehlichen Klang der Geigen und Trompeten, die zum Tanz einladen. Wie sie jubeln, die fröhlichen Menschen! Wie sie sich drängen in dem weiten, niedrigen Saal, wo des Wirtes Töchterlein mit aufgetrempelten Kermeln das Spritzblech schwingt, um mit dem Wasserstrahl den Auge und Hals beschäftigenden Staub zu dämpfen; wo die Aufwärter, mit weißer Schürze angethan, in großer Gemütsruhe ihren Dienst verrichten; wo der „Zopper“ prüfend die Reihen der Tänzer durchmustert, damit keiner das Tanzgeld „schinde“. Es ist gerade Tanzpause. Ein Stimmengewirr durchbraust den Raum. Jetzt greifen die Musikanten nach ihren Instrumenten. Rasch wird das volle Weinglas noch einmal herumgereicht, den rastlosen Tänzern die durstige Zunge zu kühlen. Schon läßt der Bass von der Orchestra ein paar brummende Töne hören; das Quetschen einer alten Klarinette trifft unangenehm empfindsame Ohren; klagende Violinlänge künden an, daß zum Spiel gestimmt wird. Ein Jauchzen der Menge erhebt sich. Hei, wie die Gläser klirren! Wie die jungen Burschen dahin stürmen, Tänzerinnen lachend! Und wie die Wangen der Mädchen in hellem Purpur erglühen!

Der Brummbass streicht grümmig den Walzertakt an  
Die Flöten und Geigen, die Bratschen, Trompeten,  
Sie ordnen willig dem Rhythmus sich ein. —  
Und der läche Knabe saßt stürmisch die Maid,  
Schon drehn sich im Wirbel die fröhlichen Paare,  
Und sie drehn sich und walzen und jauchzen vor Lust.

Ganz erschöpft kehren sie endlich zu ihren Plätzen zurück. Der Schweiß steht in Perlen auf ihrer Stirn. Doch was achten die Tollen der Anstrengung! Immer von neuem wieder fliegen sie zum Tanz. Zur Abwechslung führt der Bursche sein Mädchen nach dem Karussell, zur Schießbude oder kauft ihr am Stand irgend ein Süßes, um ihre Günst zu gewinnen. Erst beim Grauen des Morgens nimmt die Ausgelassenheit ein Ende.

Drei Tage währt der Festestrußel. Am letzten Tage ergreift auch die Alten der Taumel. Der Vater nimmt die Mutter beim Arm, selbst der noch rüstige Großvater umfaßt sein Ehegespons und stürzt sich mit in den Strudel. Und wie sie die „Tanzbeine“ noch flink schwingen, die Alten, sie, die sonst übers Gipferlein klagen. Es ist wahrhaftig eine Lust, sie tanzen zu sehen. —

## Kleines Feuilleton.

k. Die Sitten im englischen Wahlkampf weisen manche uns unbekannt und direkt komisch erscheinende Züge auf. Vor allem kommen für den Kandidaten zwei Dinge in Betracht, die „canvass“ und die „meetings“. Unter „canvass“ versteht man den persönlichen Besuch, den jeder Kandidat jedem Wähler machen muß. Dieser Brauch besteht schon länger als ein Jahrhundert, er wird bereits vom Dichter Cowper in einem aus dem Jahre 1784 stammenden Brief genau beschrieben: „Nach dem Diner“, heißt es da, „saß ich mit zwei Damen ruhig zusammen, als zu unsrem größten Erstaunen eine Menge Leute aus dem Volke vor unserm Fenster erschien. Es wurde an unsre Thür geklopft, die Straßenjungen schrien, und das Mädchen kündigte Mr. Grenville an. Mein zahmer Hase Ruff war gerade aus seiner Hütte gegangen, so daß der Kandidat durch die kleine, statt durch die große Thür eintreten mußte. Zum Glück sind die Kandidaten nicht sehr empfindlich gegen Beleidigungen und würden lieber durch die Fenster hereinkommen als gar nicht. In einer Minute waren der Hof, die Küche und der Salon voll. Grenville näherte sich mir und schüttelte mir mit besonderer Herzlichkeit die Hand; dann sprach er vom Zweck seines Besuchs. Ich versicherte ihm, daß ich keinen Einfluß hätte, was er nicht glauben wollte, um so weniger, als der Schneider Ashburne versicherte, daß ich großen Einfluß hätte. So endete unsre Unterredung; Grenville drückte mir die Hand, umarmte die Damen und zog sich zurück. Er umarmte auch das Mädchen in der Küche. Die Straßenjungen schrien, die Hunde bellten, und die große Menge, die dem Kandidaten folgte, verschwand.“ Heute geht es noch ebenso zu, es ist fast nur die Umarmung des Mädchens vom Programm gestrichen. Mehr als je sucht der Kandidat bei seinen Wählern einzubringen, zu einer Zeit, wo er sicher ist, sie zu treffen. Er kommt immer und macht einen Besuch von 5 Minuten bis zu ¼ Stunden. Ist der Wähler sehr alt oder sehr jung, so schickt der Kandidat seine Frau, die ihm unter holdem Lächeln im Namen ihres Gatten Zettel in die Hand drückt. Das Lächeln besonders muß sich recht oft als wirksam erwiesen haben, denn häufig bekommt man folgende Warnung zu lesen: „Wähler von . . . Ich weiß, daß Ihr jedem männlichen Druud, der auf Euch ausgeht wird, widerstehen könnt. Aber hütet Euch vor dem Druud, den Mitglieder des schwachen

Geschlechts auf Euer Gewissen auszuüben versuchen“. Je nach dem Vermögen des Kandidaten nimmt der „canvass“ verschiedene Formen an. So hielten sowohl der Lordmayor wie seine Gattin vor der Thür ihrer Wähler in Southwark in den vergoldeten Karossen des Marston House, die mit sechs Pferden bespannt und vorn von einem Postillon und hinten von gepuderten Lakaien besetzt waren. John Burns ging meist zu Fuß, aber seit einigen Tagen hat ihm ein sozialistischer Beamter aus Battersea Park eine alte Droschke zur Verfügung gestellt. Winston Churchill steigt in die Bergwerke Oldhams hinunter, um die Bergleute ja sicher zu treffen. In diesem Jahr leisten die Automobile den Kandidaten hervorragende Dienste. So hat Leicester Harmsworth, der Bruder des bekannten Herausgebers, nicht weniger als sechs zu seiner Verfügung. In Irland haben sich O'Brien und Healy, die geschworene Feinde sind und sich beide um denselben Sitz in North-Louth bemühen, zum „canvass“ gemeinschaftlich einen Wagen gemietet. Sie kommen also zusammen in dasselbe Dorf und halten vor demselben Hause. Erst steigt O'Brien ab und Healy wartet im Wagen, dann, wenn O'Brien fertig ist, kommt Healy an die Reihe. Beide Gegner haben auch gemeinsame Wahlversammlungen in den Dörfern organisiert. Die Pferde werden ausgespannt, O'Brien steigt auf den vorderen Sitz, um den sich seine Anhänger scharen, und Healy steigt auf den Hintersitz. Vorn hört man dann O'Brien seinen Gegner als Lügner bezeichnen, und hinten qualifiziert Healy den seinigen als Renegaten. Bei den „Meetings“ ist besonders Joe Chamberlain ein äußerst populärer Redner; der Grund seiner Beliebtheit liegt zum großen Teil darin, daß er die Angewohnheit hat, seine Phrasen durch Faustschläge zu interpunktieren, was ihm den Beinamen „Boxer-Redner“ verschafft hat. Diese Eigenschaft gefällt den Engländern, denen selbst die Politik als Sport dient, ausnehmend, und als Chamberlain jüngst in Birmingham auf der Rednertribüne erschien, begrüßten ihn seine Anhänger mit dem Ruf: „Gieb es ihnen, Joe! Schlage zu!“ Und auch während der ganzen Rede wurde er durch Anrufe, wie: „Go on, Drücke sie wie im Schraubstock! Brich ihnen die Rippen!“ unterbrochen; als ein Anwesender dann zum Schluß noch in den begeisterten Jurns: „Heute ist Joe in glänzender Form“, ausbrach, hätte man wirklich glauben können, man wohne einem Boxerkampf bei. —

## Theater.

Secessionsbühne: „Der gnädige Herr“ von Elisabeth Meyer-Förster. — Man muß bedauern, daß die junge Bühne vom Publikum nicht ausreichend unterstützt wird. Der erste Wille, den sie bisher in jeder Vorstellung gezeigt hat, verdient Belobung. Auch ihr letztes Stück muß mit Achtung behandelt werden, selbst wenn man es ablehnen will. Es ist meines Erachtens nicht für die Bühne geschrieben und nicht für die Bühne geeignet, stammt aber doch von einer Dichterin. Das Wille eines großen Guts ist sehr anschaulich geschildert — vielleicht zu anschaulich. Eigentlich ist in dem Stück alles Willen. Wir haben es mit einer naturalistischen Zustandsbeschreibung zu thun, der jeder dramatische Kern fehlt. Die Verfasserin kann sich allerdings auf Tolstoj's „Macht der Finsternis“ berufen, die auch durchaus episch gedacht und gearbeitet ist. Nur daß ihrem Stück die Bedeutung fehlt, die der russischen Arbeit einen so großen Reiz verleiht. Handlung und Charaktere interessieren uns zu wenig. Die Impetorkocher, die sich dem „gnädigen Herrn“ opfern muß, damit ihr alter Vater nicht entlassen wird, ist eine gute Novellenfigur — für ein Drama reicht sie nicht aus. Ueberdies glaubt man ihr nicht recht, daß sie sich wirklich opfert. Immerhin hätte der Abend eine größere Anteilnahme verdient. Hoffentlich findet die Bühne in andren Kreisen das Interesse, das sie beim Premierienpublikum nicht gefunden hat. In der Darstellung trat vor allem Hofmeister hervor, der einen verkommenen Schulmeister prächtig spielte. — E. S.

## Völkerrunde.

— Vergnügungen der Chinesen. Die Chinesen haben eine große Abneigung gegen jede starke körperliche Bewegung. Sie sind der Ansicht, ein wohlzogener Mann müsse stets würdig und gemessen auftreten. Hieraus folgt schon von selbst, daß alle solche Arten der Erholung, wobei ein gemessenes Benehmen unmöglich ist, wie Turnen, Schwimmen, Rudern und die verschiedenen englischen Spiele, nicht ihren Beifall finden. Recht gemächlich durch die Straßen zu schlendern, besonders wenn es etwas zu sehen giebt, ist in den Augen jedes Chinesen, der etwas auf sich hält, die allein angemessene Erholung. An den Festtagen für die verschiedenen Götter werden die Straßen einer Stadt oft in prächtigster Weise beleuchtet. Den Hauptanziehungspunkt aber bildet der Tempel des Götts, dessen Fest man gerade feiert. Dort ist gewöhnlich ein alle umliegenden Gebäude überragendes gewaltiges Gestell errichtet, worauf ein Bildnis des Götts in glänzender Beleuchtung thront. Hier drängt sich stets ein dichter Haufen bezopfter Menschen, die alle mit offener Munde nach Herzenslust gaffen und sich an der für europäische Ohren nicht gerade melodischen Musik von dröhnenden Chmbeln, schwirrenden Saitaren, klingenden Flöten und rauh klingenden Querpfeifen erfreuen. Während der allgemeine Lärm bei solchen Gelegenheiten allerdings meistens ohrenbetäubend ist, wird doch jeder Westländer, der sich einmal ein derartiges Schauspiel angesehen hat, zugeben müssen, daß sich die einzelnen Chinesen dabei im Durchschnitt viel besser benehmen, als es Europäer oder Amerikaner unter gleichen Verhältnissen zu thun pflegen. Als im Jahre 1893 das fünfzigjährige Bestehen des Vertragshafens Shanghai

gefeiert wurde, bewegten sich dort Hunderttausende von Chinesen durch die festlich geschmückten Straßen, ohne sich irgendwie umgebüh- lich zu betragen. Die bei solchen Gelegenheiten massenhaft ver- brauchten Laternen verdienen eine besondere Erwähnung, da die Chinesen in ihrer Herstellung alle andern Völker übertreffen. Im allgemeinen ist nach unsren Begriffen die Ausstattung chi- nesischer Wohnungen recht dürftig, selbst wenn es sich um keineswegs ärmliche Leute handelt. Diese Dürftigkeit würde noch weit mehr hervortreten, wenn man sie nicht häufig durch eine geschickte Anordnung der meistens recht kunstreich und geschmackvoll gearbeiteten Laternen zu verdecken verstünde. Diese bilden, auch wenn sie nicht für ihren eigentlichen Zweck ge- braucht werden, einen Schmuck vieler Wohnungen. Man verfertigt sie aus Papier, Seide, andrem Zeug, Glas, Horn, Korbbast oder Bambus, und man weiß ihnen eine unendliche Mannigfaltigkeit der Formen und Verzierungen zu geben. Größe und Preis sind dem- nach auch sehr verschieden. Die billigsten kleinen Handlaternen aus Papier kosten nur wenige Pfennige, wogegen mächtige Standleber, bisweilen von 5 Meter im Durchmesser, einen Wert von mehreren Hundert Dollars haben. Einige Laternen sind würfelförmig, andre ganz rund wie ein Ball, wieder andre flach und rund wie ein Kreis, oder flach und verschiedenartig edig. Besonders beliebt sind solche aus rotem Papier mit großen ausgeschnittenen Schriftzeichen für Glück, Langlebigkeit oder Zufriedenheit. Zündet man diese Laternen an, so sind die genannten Schriftzeichen deutlich zu lesen, was auch erwachsenen Chinesen ein wahrhaft köstliches Vergnügen bereitet. Sehr originell sind ferner die Laternen in Tierform, die Pferde, Hühner, Drachen, Fische, mächtige Taubenstöße und andre Thiere darstellen. Wenn sie zu groß sind, sich noch bequem in der Hand oder an Stangen tragen zu lassen, legt man sie auf Näder. Noch andre Laternen sind mit viel Geschicklichkeit so gemacht, daß die von der Kerze aufsteigende heiße Luft sie in Bewegung setzt. Einen der hübschesten Laternenaufzüge kann man an der südlichen Küste des Reiches im Frühling und Herbst sehen, wenn die Wasser- götter gnädig gestimmt werden sollen. Der wichtigste Teil der Prozession ist ein ungeheurer Drache von mehr als 15 Meter Länge, der aus leichtem Bambus angefertigt und mit buntem Baumwollen- oder Seidenstoff überzogen ist. Das Hintere stellt den obersten Herrscher der feuchten Tiefe dar. Männer mit Stangen, die oben in eine starke Gabel auslaufen, tragen den Drachen durch die Straßen. An den Gabeln hängen die verschiedenartigsten Laternen, die beim Gehen der Männer hin und her schwanzen, was von weitem in der Dunkelheit einen sehr phantastischen Anblick gewährt. Riesige Fische, die ähnhch beleuchtet sind, gehen dem Drachen vor- aus, während laute Musik und das nie fehlende Schmatzen von Schwärmern alle mißgünstigen Geister vertreiben sollen.

Ebenso wie in der Anfertigung von Laternen zeichnen sich die Chinesen in der Herstellung von Papierdrachen aus. Während in Europa das Spielen hiermit den Kindern überlassen ist, beteiligen sich im Reich der Mitte auch Erwachsene mit großem Vergnügen daran. Für das Gerippe der Drachen eignen sich vortreflich die in ganz Mittel- und Südchina vorhandenen Bambuszweige, da sie hart und doch biegsam sind. Als Ueberzug nimmt man Papier oder Seide. Keinem Chinesen würde es aber einfallen, altes Zeitungspapier dazu zu verwenden, weil jedermann eine viel zu hohe Achtung vor den Schriftzeichen seiner Sprache hat, seien sie geschrieben oder gedruckt. Die Drachen haben die verschiedensten Formen. Vor allem am neunten Tage des neunten Monats kann man Schmetterlinge, Eidechsen, Taubenstöße, Brillen, Geldstücke, Fische und andres Geier in der Luft schweben sehen. Besonders geschickt werden Raubvögel nachgemacht, so daß sich Fremde nicht selten dadurch täuschen lassen. Zuweilen wundert sich ein Ausländer, daß ihn ein großer Bussard oder mehrere Habichte ganz nahe herankommen lassen, bis er erkennt, daß es lauter Drachen sind. An vielen Drachen ist eine Vorrichtung befestigt, worin der Wind ein klingendes Summen hervorbringt, was für die Chinesen ein großer Ohrenschmerz ist. Ihre Tauben verstehen sie gleichfalls manchmal mit diesem kleinen Instrument. — (Aöln. Btg.)

**Aus dem Tierleben.**

— Ueber die Mauser der Kanarienvögel schreibt Johs. Scherf in der Wochenschrift „Merkur“: Mauser nennt man den regelmäßig wiederkehrenden Federwechsel der Vögel. Die Mauser ist zwar keine Krankheit, sondern nur ein Naturvorgang, in dem jedoch der Organismus mehr als sonst angestrengt und dadurch der Vogel gegen Witterungseinflüsse weniger widerstandsfähig wird. Der Gesang unterbleibt sechs bis acht Wochen, oder ist bei gut gekräftigten Vögeln nur sehr gering. Häufig giebt die nicht naturgemäß sich abwickelnde Mauser Anlaß zum Ausbruch mancherlei Krankheiten, besonders der Lungenschwindsucht, und deshalb heißt es doppelt vorsichtig bei der Pflege seiner Lieblinge sein. Besonders Zugluft ist dem mausernden Vogel sehr gefährlich, es kommt dadurch oft zu der sogenannten „stodenden Mauser.“ Ist der Vogel damit behaftet, so verliert er fortwährend einige Federn und kommt fast das ganze Jahr nicht mehr zum Singen. Ebenso ist Schreck und jede Erregung dem Kanarienvogel während der Mauser zu ersparen. Man vermeide ferner, ihn unnötigerweise oder gar auf raube Art anzufassen, denn die hervorbrechenden neuen Federfiele sind mit Blut gefüllt,

der Vogel kann dadurch eine bedeutende Wundung oder sonstige Gefäßverletzung erleiden.

Badewasser ist ihm in dem Zustand sehr nützlich, denn gerade feuchte, möglichst hohe Wärme befördert die Mauser wesentlich, doch vermeide man jedes gewaltsame Baden, denn man verjetzt den Vogel dadurch in eine Erregung, die die Wohlthat des Badens wieder aufhebt. Ebenso unterlasse man das Bespritzen; es verursacht dem Tier ein unangenehmes Gefühl, das gleichfalls während der Mauser schädlich auf sein gesamtes Befinden einwirken kann. Gält man es aber aus irgend einem Grunde für nötig, daß er zur Beschleunigung der Mauser Feuchtigkeit erhält, und verschmät er Badewasser, so umhülle man den Käfig mit feuchtem (nicht nassem) Tüchern. Auch kann man dem im Käfig befindlichen Vogel ein leichtes Dampfbad geben, indem man den Käfig in ein Tuch einschlägt und darunter einen mit kochendem Wasser gefüllten Topf stellt. Eine Seite muß offen bleiben, damit der Vogel sehen kann, sonst würde er ängstlich werden, auch muß man ihn stets in angemessener Entfernung vom dampfenden Topf halten. Man lasse aber nie aus den Augen, daß verdunstendes Wasser der Luft Wärme entzieht, infolgedessen diejenige in aller- nächster Nähe des wieder trocknenden Vogels immer nur einige Grade kühler sein wird, als die andre ihn umgebende Luft.

Das Futter ist beim mausernden Vogel von großer Wichtigkeit. Es bestehe in der Zeit aus hartgekochtem, geriebenem Ei und geriebener Semmel, zu gleichen Teilen zusammengemischt, darunter aber auch einem Teil trockener, doch zwischen Löschpapier angequellter Ameisenpuppen, die man zuerst mit Semmel vermischen soll. Stall- stoffe, wie Sepia und Mörstel, dürfen gleichfalls nicht fehlen. —

**Humoristisches.**

— Er weiß Bescheid. „Was giebt's denn zu essen, Leni?“ „Gansbraten, Schweinsbraten und Nierenbraten!“ „Was können Sie mir besonders empfehlen?“ „O, der Gansbraten ist vorzüglich und der Schweinsbraten zart wie ein junges Huhn!“ „Gut, dann bringen Sie mir einen Nierenbraten!“ —

— Im Eifer. Bei einer Menagerie zum Wärtler, der den Tod eines Mißferds infolge seiner Nachlässigkeit auf dem Gewissen hat: „Sie sind ein ganz unverantwortlich leicht- sinniger Mensch! Oder glauben Sie, ich schüttle die Mißferde nur so aus den Ärmeln?“

**Notizen.**

— Hermann Wachmann ist an Stelle Friedrich Stephanus Chefredacteur der „Vossischen Zeitung“ geworden. —

— In den Monaten Oktober bis Dezember d. J. finden im Hör- saale des Kunstgewerbe-Museums unentgeltliche Vorträge statt. Dr. Alfred Gotthold Meyer hält sechs Vorträge über Varod und Nofolo Montag, abends 8 1/2—9 1/2 Uhr. Beginn Montag, 8. Oktober. — Professor Richard Vormann hält 10 Vorträge über die dekorative Malerei Dienstag, abends 8 1/2 bis 9 1/2 Uhr. Beginn Dienstag, 9. Oktober. — Dr. Johannes Luther hält zehn Vorträge über den Buchdruck und den Buchschmuck der alten Meister Donnerstag, abends 8 1/2—9 1/2 Uhr. Beginn Donnerstag, 11. Oktober.

— Georg Engels „Ausflug ins Sittliche“ hat am Thalia-Theater in Hamburg einen starken äußeren Erfolg er- rungen. —

— Das Schauspiel „Lebenselend“ von Helene Wöhlau soll Ende Oktober an der Hofbühne in München zur Ausführung gelangen. —

— Die diesjährige Ausstellung der Berliner SeceSSION hat einen ansehnlichen Ueberschuß ergeben. —

— In verschiedenen Strömen der Vereinigten Staaten Nord- amerikas hat sich der Karpfen seit seiner Einführung aus Europa so ungemein massenhaft vermehrt, daß er nicht nur die heimischen Fische vertrieben hat, sondern daß durch sein massenhaftes Vorkommen auch die Wasserversorgung einzelner an diesen Flüssen liegenden Städte, welche ihren Wasserbedarf aus denselben ent- nehmen, bedroht wird, indem durch die wühlende Thätigkeit so großer Karpfentengen das Wasser beständig getrübt und schmutzig gefärbt wird, so daß sich die Bevölkerung der betreffenden Städte gegen die Wassereutnahme aus diesen schmutzig aussehenden Flüssen auflehnt. —

— Der bekannte Pflanzenphysiologe Dr. W. Frank, Vor- steher der biologischen Abteilung am Reichs-Gesundheitsamt und Ordinarius an der landwirtschaftlichen Hochschule zu Berlin, ist ge- storben. —

— Der größte Kufbaum in ganz Europa wurde kürzlich im Kanton Waadt in der Schweiz gefällt. Sein Alter wurde auf 370 Jahre geschätzt. Er hielt 80 Kubikmeter Holz; der Stamm hatte 7 Meter Länge und durchschnittlich 6 Meter Umfang. —

— Die zur Erforschung des Kataka-Gebiets vor zwei- einhalb Jahren ausgezogene Expedition kehrte mit reichen wissen- schaftlichen Ergebnissen nach Bräsel zurück. Gold, das man im Kataka-Gebiet zu finden hoffte, wurde jedoch nicht gefunden. —